

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 5 (1943)
Heft: 3

Artikel: Lob des Leimentals
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

5. Jahrgang

1943

3. Heft

Lob des Leimentals.

Von Hermann Hiltbrunner.

Darf ich Abwesender dieses Leimental überhaupt noch zum Gegenstand meiner Betrachtung erheben, kann ich dauernd anderswo Niedergelassener es überhaupt noch tief und umfassend genug schildern? Denn ich bin ja von Land gestrichen, wenn auch nicht freiwillig, sondern vom Leben geführt, vom Schicksal an die Hand genommen. Dreiunddreissig Jahre sind es her, seit ich dieser Gegend ein Fremdling geworden bin — aber sie ist *mir* nicht fremd geworden! Das Land seiner Jugend wird keinem Menschen je fremd werden; die Landschaft der Kindheit kann keiner verlieren, selbst wenn er sie wegwürfe. Wohin ziehen wir uns zurück, wenn wir dem Schicksal verfallen, in welches Land entführen uns unsere Träume? Aller Schlaf führt uns zurück zur Mutter, alles Traumland ist Kinderland. Vaterhaus, Mutterhaus — sie sind eins und *sie* sind das *natürliche* Vaterland und das *ursprüngliche* Mutterland, sie sind uns unverlierbar eingeboren, und daher sind sie grundlegend für unser ganzes späteres Dasein, sind sie bestimmend für unser ganzes Leben. Das ist eine uralte Weisheit, aber sie wird in jedem Menschen neu; sie ist lebendig in Vielen, wirksam in Allen, und die Dichter sind dazu da, das verschwiegene oder unbewusste Allgemeine hervorzusagen . . .

Dreiunddreissig Jahre sind es her — aber als ich am letzten Montag im Schulhause von Biel ganz von ungefähr die Laubentüre schloss, da erkannte meine rechte Hand jäh den Türfallengriff wieder, den sie die ersten fünfzehn Jahre ihres Lebens alltäglich so und so oft gefasst hatte. Ein seltsames Erbeben durchlief meinen ganzen Menschen, ein Erdbeben erschütterte ihn, und in einem Nu versank das im Lauf von 33 Jahren durchschrittene Land; das ganze Lebensterrain, das ich während dreier Jahrzehnte erobert und besetzt hatte, schwand zur Tiefe und ich wurde zurückgerissen, über diesen Abgrund von Zeit zurückgerissen in die Jugend, die ich in diesem Hause verlebte. Was war da mein seitheriges Leben, wo blieb da mein seither Erworbenes, all das Gelernte und Erstrebte? Es war eingestürzt, lag in der Tiefe des Grabens und hing nicht mehr mit mir zusammen. Ich stand, wo ich am Anfang gestanden hatte, jenes Haus war wieder meine Welt — jenes Schulhaus, das so bewusst in der Leimentallandschaft steht und sie durch alle Fenster bewusst aufnimmt. Ich war wieder «em Büellehrer si Bueb»; ich hörte meinen Vater die Treppe heraufkommen und die Schulkinder nach Hause gehen . . . jetzt stellt meine Mutter Teller auf den Küchentisch, der Geruch von Sauerkraut und Kartoffeln dringt durch die offene Küchentür in den Gang — unter dessen Türe ich stehe — immer noch stehe, deren Türfalle ich immer noch in der Hand halte . . . es läutet elf Uhr an der Kirche von Benken, ein Huhn gackert im Stall, eine Ziege meckert, und im Kühbirnenbaum hinter dem Hause kreischen die Goldamseln . . .

Ein gefühlloses Stück Eisen in meiner Hand und das geheime Gedächtnis dieser Hand — sie genühten, um mich blitzartig in die Kindheit zurückzuwerfen; aber in dieser fast überklaren Gegenwart der Kindheit lebte nicht nur das Haus und lebten alle die, die nun nicht mehr leben, es lebte und webte in ihr auch die Landschaft, in die dieses ganze Jugenddasein gebettet war . . . Es war wie in jenen Gewitternächten, in denen anhaltende Flächenblitze das ganze Leimental, ganz Biel-Benken, das ganze Schulhaus bis in den hintersten Winkel und mich selbst bis ins innerste Mark grell und schattenlos erleuchteten. Die Berührung dieses Türgriffs hatte in mir den Funken, den Flächenblitz der Erinnerung ausgelöst; ein kleiner Magnet hatte mich in sein Kraftfeld gerissen und mich leitend gemacht für die Ströme, die zwischen diesem Stück Erde und diesem Stück Himmel sich spannen, Ströme, die meinen ganzen kindlichen Menschen durchflutet haben, ihn gespannt haben, geladen haben mit der ganzen Kraft dieser Landschaft — ja, durch dieses Eisen war ich wieder angeschlossen an das Netz «Damals», an die Zentrale «Einst» . . .

Noch sehe ich mich stehen und dem mystischen Bienensummen dieser Zentrale lauschen, sehe mich hinneigen nach diesem hohen Vibrieren, fühle mich zurückfallen in diese Grundmusik meines Lebens, fühle mich verfallen diesem Cantus firmus des Himmels, den die Töne der Erde und die Melodien des Lebens so seltsam kontrapunktieren . . .

Das ist das Haus meiner Geburt und die Landschaft meiner Kindheit, und Haus und Landschaft sind eins, und meine Kindheit ist mit ihnen eins. Seit mehreren Jahren komme ich jeden Frühling her, um ihr zu begegnen: meiner Kindheit und ihrer Landschaft. Meinen Freunden sage ich, ich wolle den Pirol hören. Aber sie wissen wohl, was mir der Lockruf der Goldamsel — so nennen wir im Leimental den Pirol — bedeutet, dass er mir nämlich alles bedeutet: den Traum der Kindheit und auch ihr Traumland, — das Märchen der Jugend und auch ihre Märchenlandschaft.

Anfangs Mai, manchmal Ende April kommt er in unsere Wälder zurück, dieser gelb und schwarze Märchenvogel, und in seinen süßen Flötenrufen liegt die ganze hirtenhafte Süsse des Leimentals: jene Frühlingssüsse, die nicht prächtig und augenfällig sich zeigt, nicht laut und vielstimmig prahlt, sondern heimlich ist und verschwiegen, die angesichts so grosser Landoffenheit und Weite verborgen bleiben will und darum um so eindringlicher ist. Weit von den Wäldern her bis hinaus in die Ackerbreiten dringt die unnennbar weiche, blumensüsse Kadenz dieses wahrhaft arkadischen Rufes: die ganze Anmut der Bodenbewegung liegt in ihm, den ganzen Schwung und Weitwurf der Landschaft zeichnet er nach, und was ihm an Ferne fehlt, nimmt der Wiedehopf in sein noch monotoneres Lied. Beide aber verkörpern die Holzbläser im grossen Orchester unseres morgendlichen Vogelkonzerts.

Doch ich bin der Zeit vorausgeeilt, Pirol und Wiedehopf sind noch nicht zurückgekommen. Aber ich will nicht aufhören, mich dieser Vögel zu erinnern, dieser bedeutsamen Vögel des Leimentals, zu denen die Wildtauben und Wachteln und die Drosseln und Lerchen auch gehören, und nicht vergessen will ich die Vögel der Nacht: die Eulen und Käuzchen, den seltenen Rauhfusskauz mit seinem Klageruf, und die Nachtigall. Denn was war ich damals, wenn nicht ein liedloser Jungvogel unter den Vögeln? Nennt man mich da und dort einen Dichter, so haben mich die Vögel des Leimentals



Benken

Nr. 6231 BRB.
3. 10. 1939.

dazu gemacht. Aber die Vögel sind nur der hörbare Ausdruck des Tals, das viel weniger ein Tal als eben eine weite, weitoffene Landschaft ist, eine Landschaft, die trotz ihrer Lineatur bedeutende Flächen zeigt und bezeichnenderweise ein Stück oberrheinische Tiefebene darstellt.

Diese Landschaft — am letzten Montag durchschritt ich sie wieder einmal; ich wanderte auf den Benkenberg, und über Benken wanderte ich nach Flüh. Ich schritt einen Querschnitt durchs Leimental ab, und ich möchte nunmehr erzählen, was mir bei diesem Gang durch Kopf und Herz gegangen ist . . .

Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet, meine Sohlen klebten auf den Wegen, und ich lächelte darüber und dachte: Lehm — Leimental. Wenn ich jeweilen nach Ablauf eines Seminar-Quartals von Bern in die Ferien zurückkam, konnte meine Mutter behaupten, dass zwischen der Sohle und dem Absatz meiner Schuhe noch der Dreck der letzten Ferien klebe. Und im Weitergehen dachte ich, dass er ja noch heute an meinen Füßen klebe, dass ich ihn seither nie zu entfernen vermocht habe, dass ich ihn mitgeschleppt habe, wohin ich ging, und an mir trug, wo ich stand. Was für eine seltene Erde muss das sein, dass sie den, der in ihr weste und wurzelte, nie verlässt! Stolz war ich da auf diesen Lehm, und aufs Neue liebte ich ihn!

Ich kam zu den Kirschbäumen, die mein Vater noch gepflanzt hatte und deren Früchte zu pflücken jeweilen mir anheimgestellt war. Die Bäume haben sich äusserlich etwas verändert, so wie ich mich äusserlich etwas verändert habe. Wir sind dicker, aber nicht wesentlich grösser geworden. Innerlich jedoch sind wir die gleichen geblieben — da wir ja in der gleichen Erde wurzeln.

Dann durchschritt ich den Rebberg mit seinem starken Steinobstbestand. Rebberg —? In meinen Ohren widerhallten mit einem Male die Böllerschüsse, Raketen und Frösche, die wir zu Beginn der Weinlese jeweiligen losliessen. Und plötzlich stiess mein Fuss an ein angekohltes Rädchen. Ich hob es auf — und Fastnachtsfeuer loderten vor meinem innern Auge, Scheiben flogen in feurigem Bogen durch die Nacht gleich kleinen Kometen. Ein Meteorfall von Feuerrädchen ging auf die Erde nieder . . . und dann sah ich mich mit meiner Fackel in den Zug der Dorfgenossen treten und den Berg hinuntersteigen. Und die Wonnen der ersten heimlichen Liebe wollten mein altes Herz jung machen . . .

Was für klassische Fastnachtsfeiern wir hier begingen und immer noch begehen! Das ist Urzeit, das ist Festbleiben am Alten, Treue zum Hergebrachten — das ist im schönen Sinne Tradition . . . wie dieser Rebberg, wie jene Häuser, wie jene Felder, wie alles, was das Leimental zum Leimental macht. Die Gemeinde, das Dorf, die Dorfgenossenschaft, bestehend aus so und so vielen Familien, die Selbstversorgung dieser Familien, ihre weitgehende Unabhängigkeit von den Zeitläuften und vom sich einmischenden Staate, diese Selbstherrlichkeit des Bauern — alles dies wurde mir noch einmal deutlich, greifbar und gegenwärtig. Reines Bauernland ohne Industrie, ohne Fabriksschlote, ohne Rauch und Lärm, ohne rollende Züge . . . welche Stille, welche Stille!

Ich bleibe stehen und höre auf den Ton der Stille, auf das Wort der Stille, auf die Predigt der Stille . . . Wo in unserem Lande, soweit es bewohnt ist, höre ich noch eine so anhaltende, eindringliche Lautlosigkeit? Nur vom Walde und von den Hühnerhöfen her wird sie etwa unterbrochen — und nicht unterbrochen, nein: unterstrichen. Diese Stille — sie hat den Dichter gemacht.

Sie entspricht diesem in die Weite und Breite gelegten Land, sie entspricht seinen gleichlaufenden Linien, seinen gleichgestrichenen Flächen, seiner innern und äussern Einheit. Dieser Schwung und Weitsprung der Landschaft, diese harmonische Bewegung des Bodens, diese Weichheit gleichgerichteter, tiefliegender Horizonte — sie haben den Dichter gemacht.

Da aber diese Natur-Verhältnisse, diese Grundbeschaffenheiten und Bodenmelodien Stille ausdrücken, nichts als Stille formulieren, Schweigen ohne Härte bedeuten und Ursprung des Schweigens und eins mit ihm sind, so müssen sie es sein, die einen Menschen zum Dichter gemacht haben. Denn vor allem Dichten liegt das Lauschen, allem Dichten vorgängig ist das Schauen, aller Dichtung Grund und Ursprung ist Musik.

Wäre es mir verboten, hierstehend Rückschau auf mein bisheriges Leben zu halten, sollte es mir nicht gestattet sein, an diesem Orte mir selber zu begegnen — da doch dies alles, was nun nackt und vorfrühlinghaft leer in grosser Klarheit und Erkennbarkeit, in letzter Uebersehbarkeit und Durchschaubarkeit vor mir liegt, die Ursache meines Wesens darstellt? Ich konnte sein, wo ich wollte — in unsern Nachbarländern oder in Nordafrika, im Balkan oder in der Arktis — die Urbilder zu meinen Gedichten stammten von hier, die Urmelodien meiner Verse kamen von hier. Und wenn ich solches behauptete, so ist es kein leicht zu nehmendes Kompliment an die Adresse des Leimentals, sondern es ist beweisbar aus dem, was meine Hände geschrieben haben.

**Am
Fastnachtsfeuer**



Die Landschaft des Leimentals und die um Biel-Benken ist so, dass sie einen Menschen zum Lauschen zwingen, zum Schauen erziehen und doch völlig nach innen wenden kann. Aber da die Landschaft ohne Härte ist, bedeutet die Nachinnenwendung keine Flucht vor ihr; der nach innen sich Wendende nimmt diese Landschaft mit, er nimmt sie in sich hinein und darf aus ihr bestehen . . .

Ich stehe ob den Reben in dieser tönenden Stille, die Ruhe verbreitet, die ruhig macht — in der alles zur Ruhe kommt. Es ist nicht Ausruhen an einem idyllischen Orte; das kann der Mensch auch angesichts einer unruhigen oder erregenden Landschaft. Was diese hier ausdrückt, ist Ruhe an sich, grundsätzliche Ruhe, entscheidende Ruhe, und alles dieses ist sie selbst. Ist aber ihr Wesen und ihre Natur Ruhe und zur Ruhe geboren, zu ihr entschlossen, dann ist ihr Ruhen nicht Mittags- oder Abendruhe, nicht idyllischer Zustand, sondern Charakter, dann ist es Grundbeschaffenheit, Wesensgeheimnis. So offen auch dieses Land ist — es hat sein Geheimnis, und es gibt dieses Geheimnis nur dem Preis, der diesen Boden liebt.

Ich gehe durch dieses Land, das ich liebe, dem ein Hohes Lied zu widmen ich nicht aufhören will — wird es mir sein Rätsel verraten, wird es mir, wenn ich Baum mit dem Baum, Tier mit dem Tier und Erde mit der Erde werde, sein Geheimnis offenbaren?

Die Hälfte seines Geheimnisses liegt in allem dem, was ich bisher auszudrücken versucht habe — liegt in dem, was vor Augen liegt und in dem, wie es an unser Ohr dringt. Aber es gibt ein inneres Auge und ein inneres Ohr, es gibt hinter der sinnenfälligen Wirklichkeit eine erahnbare Wirk-

lichkeit. Das Geheimnis einer Landschaft erschöpft sich daher nicht in der Art, wie unsere fünf Sinne sie erfahren und wie sie uns dank ihrer gegenwärtig ist. Die andere Hälfte ihres Geheimnisses bleibt unsichtbar, denn sie liegt in der Vergangenheit, in ihrer Geschichte, in ihrer Entstehung. Auch das von einer Landschaft Wissensmögliche gehört zu ihrem Wesen. Ist ihre Entstehungsgeschichte auch nie ganz wissbar, so tritt sie doch an uns heran und in uns hinein in der Vorform aller Wissenschaft: in der Ahnung.

Wenn ich vom Benkenberg über das Tal hinweg an den Blauen hinübersehe, dann ahne ich, dass ich nicht nur an einer politischen, sondern auch an einer erdgeschichtlichen Grenze stehe. Der Boden unter mir hat nicht teilgenommen an jenen Grossereignissen der jüngern Erdgeschichte, die zur Entstehung der Alpen und aller heutigen Faltengebirge der Erde geführt haben. Der Blauen aber, heute fast in greifbarer Nähe — er ist als Berggewölbe und Jurafalte ein Echo der Alpenfaltung. Dort also ist Land gehoben worden; hier aber ist Land gesunken: denn ich stehe am Rande des Rheintalgrabens, jener grossen Erdeinsenkung zwischen Schwarzwald und Vogesen. Wenn ich mir sage, dass das alpine Geschehen ein südeuropäisches Ereignis bedeute, jenes Geschehen aber, dem Schwarzwald und Vogesen ihr Dasein verdanken, eine mitteleuropäische und ausserdem eine viel ältere, mit der Alpengeschichte nicht unmittelbar zusammenhängende Angelegenheit sei — dann darf ich behaupten, ich stehe hier auf der Grenzlinie zwischen Mittel- und Südeuropa. In dieser Ansicht liegt nicht bloss eine Betrachtungsweise, sie drückt nicht meinen persönlichen Standpunkt aus, sondern sie ist vor aller Welt und Wissenschaft zu rechtfertigen. Wo man aber an Grenzen steht, steht man an Uebergängen, steht man vor Geheimnissen.

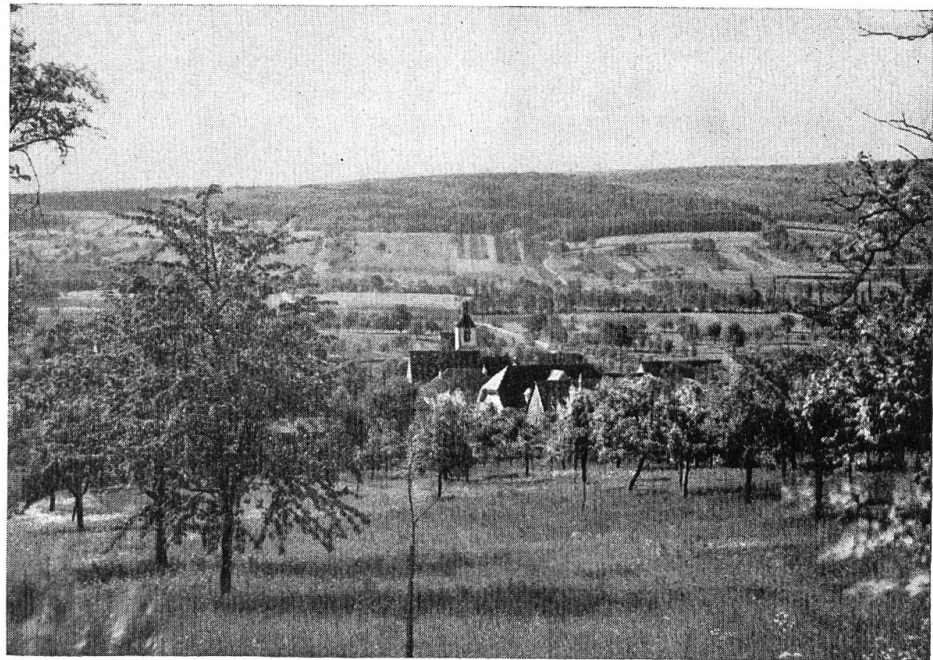
Dass eine erdgeschichtliche Grenze mit einer politischen Grenze zusammenfällt, ist an sich schon eine Seltenheit — eine Merkwürdigkeit, die sich bemerkbar macht und die wirkt, auch wenn wir es nicht wissen. Betrachten wir unser gesamtes Land als ein Territorium alpinen Geschehens, alpiner Prägung und Lesart, so müssen wir gestehen, dass wir hier gleichsam Schweizer ausserhalb der Schweiz sind. Das kann nur bedeuten, dass wir umso bewusster und, durch die politische Grenze tagtäglich auf besondere Weise gemahnt, umso besonnener — Eidgenossen sind.

Es war im Sommer 1901. Basel feierte das 400jährige Jubiläum seines Beitrittes zur Eidgenossenschaft. Die Arbeit ruhte, die Schulen feierten, die Dörfer hatten Sonntag. Ganz Biel zog nach Benken, wo sich beide Dörfer und beide Schulen unter dem allmächtigen Kastanienbaum am Nordende des Dorfes versammelten. Dem Bieler Zug voran schritt sichtlich geniert ein kleiner, schmächtiger Junge mit Schärpe und Schweizerfahne. Dieser Junge war ich. Unter dem Kastanienbaum hielt mein Vater eine Festrede, deren Anfang und Ende mir noch heute in den Ohren hallt. Damals geschah es zum ersten Mal, dass ein heimlicher Stolz auf meinen Vater meine Brust schwellte. . . .

Ich sehe, dass der Kastanienbaum nicht mehr steht, ich weiss, dass mein Vater seit 1910 dort drüben bei der Kirche ruht — aber das Leben ist weitergegangen. Ein Krieg, ein vier Jahre dauerndes Unwetter ist über Europa hinweggezogen, Reiche sind gefallen, Kronen sind in den Staub gerollt, die Nachbarschaft hat Fahne gewechselt, auf den granitenen Grenzsteinen ist das D der Rückseite zu F korrigiert worden, aber die Steine

Rodersdorf

Nr. 6231 BRB.
3. 10. 1939.



selbst sind stehen geblieben. Wir hatten bis 1914 keine Grenze beachtet, wir waren ohne grössere Gedanken an diesen Steinen vorbeigegangen, doch war keiner von uns im Unklaren geblieben über unsere Grenzlage. Viele von uns hatten damals ihre Sonntag-Nachmittage in den Nachbardörfern jenseits der Grenze verbracht. Die Grenze war kein Verkehrshindernis gewesen; sie hatte gewissermassen nur auf dem Papier gestanden. Seit 1914 ist dies erheblich anders geworden, und heute hat ein zweiter Weltkrieg diese Linie unüberschreitbar gemacht. Abermals haben wir die Geschütze donnern hören, abermals hat das öffentliche Gesicht unserer Nachbarschaft gewechselt — und abermals blieben die Grenzsteine stehen.

Es gibt in unserem Vaterland keinen würdigeren Ort, sich dieser Dinge zu erinnern, und ich kann nicht auf diesem Hügel stehen, ohne immer wieder an dies alles zu denken. Und indem ich hier stehe, bin ich voll demütigen Dankes gegenüber dem, der nicht nur den Lauf der Sonne und den Gang der Erde, sondern auch den Lauf der Weltgeschichte und den Gang der politischen Ereignisse in den Händen hält . . . Bald werden die Männer von den Dörfern heraufkommen und die Reben schneiden, die Frauen werden kommen und die Pflanzgärten bestellen; jeder Mann und jede Frau wird einmal in der Arbeit innehalten und den Rücken strecken. Dann wandern die Blicke über das Tal zum Blauen und wieder zurück über das wunderbare Ackerland auf der Egg; die Augen folgen dieser Bodenwelle und sehen sie gegen die Landskron anschwellen und hinter Leimen weitergehen. Dann bücken sich die Rücken wieder, die Ferne verliert sich aus den Augen, das Nahe wird wieder wichtig; aber in all diesen Herzen wird das gleiche Dankgefühl lebendig sein, das jetzt *mein* Herz bewegt . . .

Ja, wir sind Schweizer jenseits der Schweiz, diesseits der Schweiz, wie man es nimmt. Aber auf alle Fälle sind wir mit der Stadt Basel das allezeit offene Tor der Schweiz. Und die Schwelle dieses Tores ist der tiefste Punkt

unseres Landes diesseits der Alpen. Von hier an geht alles aufwärts, aufwärts über den Jura dort, aufwärts in jene seltsame Lücke über Aesch und Pfeffingen, die allein (dank ihrer hintereinandergestellten Berggestalten) wirkliches Gebirgsland, Alpenland ahnen lässt. Wir Biel-Benkener im Reberg haben vor allem diese beiden Blickrichtungen: einmal gegen Südosten zu jenem Durchlass zwischen Gempenplateau und Blauen; das ist unser Blick zum Vaterland hinter den Bergen, das ist unser eidgenössischer Blick. Die andere Blickrichtung geht nach Westen, woher unser Wetter kommt. Was sich dort hinterm Blochmont-Glaserberg meteorologisch begibt, wird auch über uns kommen. Dieser Blick ist zwar unser Blick ins Ausland, aber er hängt nicht an der *Erde* des Auslandes, sondern am überstaatlichen, allgegenwärtigen, unbeherrschbaren Himmel.

Dort vorne, dort hinten — wie man es nimmt — liegt zwischen dem Pruntruterland und dem südlichen Vogesenfuss die burgundische Pforte — auch ein Durchlass, jedoch nicht nur für Völker und Verkehrswege; auch Grenzland, aber nicht nur politisches; auch ein weltgeschichtlicher Punkt, aber auch ein erdgeschichtlicher. Denn dass der ganze Jura steht, daran sind Vogesen und Schwarzwald schuld. Diese schweren Blöcke aus dem Erdaltertum haben standgehalten, als die Erdneuzeit zur Auftürmung der Alpen schritt. Sie bildeten Prellböcke für die südher anlaufenden Schübe, sie wichen nicht, und darum musste der sich vor ihnen stauende Boden selber weichen; aber es gab nur noch ein Ausweichen in die Höhe, und Jura heisst das Resultat des Ausweichens. Doch der Rheintalgraben, der schon bestand, als die alpinen Wellen anzudringen begannen, erlaubte der aufgefalteten, sich auffaltenden Erdrinde, einen Schritt weiter zu gehen. Darum steht uns der Blauen, diese nördlichste Jurafalte, so nahe, und darum erreichte seine westliche Fortsetzung, die Mont Terri-Lomont-Kette, eine so ungebrochene Länge.

Und noch ein anderes hatte der Rheintalgraben zur Folge, und es mag uns in Erstaunen setzen, ihn so tief in die Gestaltung unserer nähern Heimat eingreifen zu sehen: was dort rechts von der Pfeffinger Lücke, westlich also der Klus, für unser Auge als Bergkette in Erscheinung tritt — Eggfluh, Blauen und vor ihm Witterswilerberg und Hofstettenköpfli, weiterhin Landskron und Rämél — sie alle sind gebirgsbildungsmässig, also durch Faltung entstanden, sie alle gehören darum zum Kettenjura, sind dessen allernördlichste Gewölbebauten und damit Echo und Antwort auf alpines Geschehen und von der Bildung der Alpen nicht zu trennen, obgleich sie am weitesten von ihnen abliegen. Was aber links der Klus, östlich der Birs, als Berghorizont in unsern Blick fällt, ist Tafeljura; Bergzüge sind es sozusagen wider Willen; erleidend, nicht selbst-aktiv, sind sie zu Berggestalten geworden: denn Wasserläufe haben sie aus jenem ehemaligen Gesamtplateau herausgeschnitten, das zum Schwarzwald gehörte und dessen Fuss und Mantel bildete. Sie sind Jura nur dem Gestein, nicht aber der Erdbewegung nach; sie liegen noch genau so, wie das ehemalige Hochplateau lag; die alpine Revolution störte ihre Ruhe nicht . . . Dies alles braucht man nicht zu wissen; wusste man es aber einmal, so mag man es vergessen oder es ins Wunderbare wenden. Wahrhaftig, seltsam berührt mich dies alles und mir ist, die Landschaft selber wisse es, verschweige es jedoch und erhöhe so ihr Rätsel.

Schluss folgt.